



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Dum-Dum	307
Deutsche Weise	417
Kriegsgeliebten. Von Kadon	426

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1914.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.23. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der

VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 49, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Insaraten - Annahme durch die Anzeigenverwaltung der Wochenschrift „Die Zukunft“ (Alfred Weiser)
 Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207, Fernspr. Ztr. 6740 u. 3737
 (s. a. verletztes Umschlagsfoto).

Edmund Franzkowiak & Co.

Hof-Spediteure

Berlin - Wilmersdorf

Uhland-Str. 83-84, neben der Hauptpost
 Filiale: Nachod-Str. 10 Regensburger Str. 22

Gegründet 1901

Fernspr.: Amt Pfalzburg 109, 390, 496. — Telegr.-Adr.: Franzkowiak, Wilmersdorf
 Bank-Konto: Commerz- u. Disconto-Bank Filiale NO, Uhlandstr. 47, Berlin W. 15.

Spezialgeschäft für Spedition und Möbeltransport nach allen Weltteilen, ferner für Lagerei von Umzugsgütern speziell in von allen Seiten mit feuersicheren Wänden abgeschlossenen Kabinen!

Sämtliche Korrespondenzen nach dem Hauptgeschäft in Wilmersdorf erbeten.

Sendet Euren Angehörigen im Felde



Mesbé-Sonnen

Marke in den Kulturstaaten geschützt.

Vorzügliches u. unschädliches Heilmittel gegen

Erkältungen und Katarhe

Mk. 1.— durch Apotheken oder

E. P. Dieseldorff, Berlin NW. 40, in den Zelten 21 D.

MOSSE & SACHS

Berlin NW. 7
 Unter den Linden 56
 (Hass Zellenhof)

Bankgeschäft

Fernspr. Ztr. 12450-52
 Telegramm-Adresse:
 Samosbank

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengeräth versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Aussehen den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenslampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 96 & 99, 85 und 44, Autoomnibus etc. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreihundstrasse, Ecke Kaisbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreihundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telephon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtolietten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.



Berlin, den 26. September 1914.

Dum=Dum.

Prophetenfinder.

Aus der Neuen Welt bringt mir der Brief eines von der un-
belehrbaren Bosheit amerikanischer Kabelchronisten empör-
ten Deutschen die Frage: „Ist denn wirklich wahr, daß Alles, was
wir jetzt erleben, uns längst angekündet, daß für dieses Jahr der
Zusammenbruch der Hohenzollernherrlichkeit und ihres Deutschen
Reiches von einem alten Mönch vorausgesagt worden ist?“ Zum
zehnten Mal naht mir, seit dem Kriegsbeginn, diese Frage. Sie
muß endlich, wie gelbes Unkraut, aus der Hirnzelle deutscher Men-
schen gejätet werden (mag aber in anderer fortwuchern). Auf Um-
wegen über Bergwälle und Weltmeere kriecht, auf Spinnenbeinen,
in der Schleimhaube, qualliges Gerede in die Heimath zurück, aus
deren Kloostergutstümpeln es einst in den Glaubensschlick krab-
belte. Im märkischen Kreis Zauch-Belzig ragt über Havelseen hin
die Ruine des Cistercienserklosters Lehnin, das der erste Mark-
graf Otto, der Reiche, Albrechts, des Bären, Sohn und des Al-
stantierhauses Baumeister, gegründet haben soll, als ihn im Dickicht
dort die Heilige Jungfrau vor dem Anfall einer wilden Hindin be-
schützt hatte. Fromme und weltkluge Aebte geboten in dem Kloster,
das dem Nachbarvolk die Himmelspforte am See hieß und bald
als die Herberge kostbarer Kirchenkleinodien galt. Unter dem Kur-
fürsten Johann Sigismund (von Hohenzollern) fanden Kossäten,
die einen in der Aepfelfammer des Klosters ertappten Dieb im
Kreuzgang bewachten, in einem Schwibbogenversteck Brunkge-

wande und alte Bücher. Der Kanzler Prudmann ließ die mit Lettern des sechzehnten Jahrhunderts gedruckten und „mülterich“ riechenden Bücher in die Bibliothek der berliner Dreifaltigkeitskirche bringen. Inzwischen war aus der Abtei, unter Joachim dem Zweiten, ein Amt geworden; am neunzehnten November 1542 waren die Mönche aus dem Kloster gezogen „und hatten das ‚Ite in orbem universum‘ anstimmen und singen müssen“. Zuvor aber, vielleicht schon ums Jahr 1300, soll dort das berühmte, berühmte Vaticinium Lehninense entstanden sein, die Lehninische Weissagung des Cisterciensermonches Hermann, der in hundert Versen (lateinischen und leoninischen, in denen Mitte und Schlußreimen) das Schicksal der Mark Brandenburg und ihres Herrschergeschlechtes entschleierte. Die Aiskanier, kündeter, werden aussterben, nach ihnen die Hohenzollern die Gewalt an sich reißen und in elf Geschlechtsreihen wahren; dann aber wird das Gift der Ketzlerlehre („hoc ad undenum durabit stemma venenum“) auch ihre Lebenskraft verpesten, die Lutherischen werden reuig in Roms Kirche zurückkehren und Deutschlands geeinte Stämme vom Willen des Papstes einen katholischen Kaiser empfangen. Solche Vorstellung war dem siebenzehnten Jahrhundert nicht fremd; in einem Brief des Ueberläufers Praetorius las ja der erste Innocenz, Preußens Wiedervereinigung mit der Römerkirche sei so klug vorbereitet, daß zum Gelingen nur noch ein geschickter Eingriff der weltlichen Obermacht nöthig sei. Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde der ganze Wortlaut der Weissagung (im „Europäischen Staatswahrer“) veröffentlicht. Friedrich von Preußen hat sie gekannt und den Vers, den er auf sich beziehen mußte, gleichmuthig abgethan. Der dritte Friedrich Wilhelm war der erste Zollernfürst seit der Reformation; und schien, da ihn Bonapartes Pranke zerschunden hatte, ja wirklich der letzte Regent aus dem verseuchten Hause zu sein. Trozdem eine vom Staatskanzler Fürsten Hardenberg befohlene Untersuchung ergeben hatte, daß die Keimerei nicht vor 1680 entstanden sein könne, spulte sie noch bis in die Kindheit des neuen Reiches fort. Von ihrem schwanken Grund aus forderte der Belgier Bouverot laut die Abkehr Friedrich Wilhelms des Vierten von Luthers Ketzlerlehre. Wo den Preußen ein ekles Lappchen aus saubere Zeug zu flicken war, da durchstöberten hastige Hände die mülteriche Hinterlassenschaft des Bruders Hermann.

In der Zeit des „Kulturkampfes“ (der Katholiken der „unbeschreibliche Frevel“ des vierundneunzigsten Verses dünkte) war dem Grimm der Majunke und Genossen der alte Kaiser des Giftstammes letzter Sproß und des Reichsverhängnisses Vollender. Was aber soll uns heute noch der lehninisch-leontinische Quark? Daß er gefälscht ist, wurde oft (früh schon aus der Anwendung des Wortes „Jehowa“, das die alte, richtige Form „Jahwe“ entstellt) bündig nachgewiesen; zuletzt auch von dem katholischen Staatsbibliothekar Kamperß in München. Ein über alles Menschenmaß frommer, in Engelsreine thronender Papsi, der jeglichen Irrglauben aus der Erde reutet und der Heerde des größten Festlandsreiches einen nicht minder rechtgläubigen Kaiser als Hirten glebt: wir wittern Urstoff aus spätmessianischen Träumen. Der elfte Herrscher ist auch der letzte: Bleibsel aus dem Buch vom Propheten Daniel. („Das vierte Thier, das ich sah, wird das vierte Reich auf Erden sein und mächtiger denn jedes andere; alle Länder wird es fressen, zertreten, zermalmen. Die zehn Hörner bedeuten zehn Könige, so aus dem selbigen Reich entstehen werden. Nach ihnen aber wird ein elfter aufkommen, der wird gewaltiger sein denn einer vor ihm und wird drei Könige demüthigen. Er wird den Höchsten lästern und sich unterstehen, Zeit und Gesetz zu ändern. Alles wird in seine Hand gegeben sein. Danach aber wird das Gericht gehalten und er umgebracht und gänzlich verillget werden. Das Reich, die Macht und Gewalt wird dann dem heiligen Volk des höchsten Herrn zufallen und Alles ihm unter dem Himmel in Gehorsam dienen.“) Auch dem Haus Oesterreich ward, 1651, prophezeit, sein erstes Haupt werde ihm den Zusammenbruch bereiten und die Stätte räumen, auf der ein frömmerer Fürst das Tausendjährige Reich friedlicher Wonne gründen solle. Und dieser Schimmelpilz aus dem fauligen Gebälk theokratischer Vorstellung soll uns schrecken? Der erste Zollern, sagt der reimselige Bruder Hermann, heißt zwar Friedrich, bringt aber nicht Frieden, sondern Zwist und Brand in die Mark; tötet zwar die wölfischen Raubritter, trifft aber auch die ruhigen Bürger ins Herz. Und seit dieses Friedrichs Erben nicht mehr der päpstlichen Schlüsselgewalt unterthan sind, läßt er ihnen kein reines Härchen. Der zweite Joachim, der prunksüchtige Hektor, dem Anna von Eyndow allzu sehr gefiel, wird als ein gottloser Vergeuder des Kirchengutes und ein ver-

hurtes Scheusal an den Pranger gestellt: weil der Dreiunddreißigjährige am ersten November 1539 in Spandau sich dem reformirten Glauben angelobt hatte. So geht's weiter. Der Propst oder Küster, der die hundert Hexameter ausgechwigt hat, könnte lachen, wenn er wüßte, daß sein Kram immer noch Kunden fängt. Wilhelm der Zweite ist der fünfzehnte Hohenzollern, der seit der Reformation die Krone trägt. Daß er Gott zu lästern pflege, konnte ihm selbst der liebe Onkel nicht nachsagen. Soll der Krieg, den er jetzt führt, der „unbeschreibliche Frevel“ sein, in dessen Nachwehen des Reimers Elfter erstickt? Sind die drei Könige, die Daniel demüthigen sieht, auf die Namen Nikolai, Georg, Albert getauft? Blickt Deutschland drein, als erschne es eine Gegenreformation und werde anhängig den Fuß des Papstes Benedikt küssen, wenn dessen Hand dem Reich einen römischen Kaiser gab? Und könnte dieser Imperator von Papstes Gnade dem anglikanischen King, dem orthodoxen Zaren, den Jakobinern und Priesterhassern der schönen Seinstadt gefallen? Nicht mehr als dem Sultan und dem Mikado.

Weil aus der Havel, mit den vom Bruder Hermann geseßelten Regenwürmern, morgen kaum noch ein gemeiner Flußbarsch zu angeln sein wird, hat Frankreich, mit anderen Konserven für die gefährdete Hauptstadt, eine wirksamere Weissagung eingehandelt. Von dem Herrn Pélaban, einem Dichter von feinen und kräftigen Gaben, dem die spröde Heimath jetzt vielleicht, da er sich ihr als Patriot empfiehlt, endlich ein Lorberreislein an den Filz stecken wird. Im „Figaro“ hat er, am zehnten September, erzählt, daß er eine lateinische Prophetie gefunden habe, die der Mönch Johannes im Jahr 1600 aus dem Hirn auf Pergament brachte. „Alle Würger des Lammes ähneln einander und alle Bösewichte sind die Vorläufer des größten ihrer Art. Der leibhaftige Antichrist wird sich in der Gestalt eines lutherischen Monarchen zeigen, der Gott anrufen, sich selbst dessen Gefandten und Schwert nennen und, mit der Schwurhand auf der Bibel, künden wird, er sei zur Heißelung verderbter Völker auserwählt. Er wird nur einen Arm haben, doch sein unter der Losung ‚Gott mit uns‘ sechtendes Heer dem Gewimmel der Satanslegion gleichen. Gelehrte, von ihm besoldete Männer werden seine göttliche Sendung bescheinigen und alle Künste treulofer List ihm dienstbar sein. Durch alle Wälle der Erdbeste werden seine Späher schlei-

hen und ihm aller Mächtigen Geheimniß ausliefern. Erst in dem Krieg, der nach zwei Wochen die ganze Welt auf Schlachtfelder wirft, entlarvt sich dieses Herrschers Unklug. Ueberall schaaren sich Heere; christliche, muselmanische und noch ferner hausende Völker stehen auf. Von der dritten Woche an aber wird die Menschheit, der Engelsfinger die Binde vom Auge lösen, erkennen, daß der Antichrist sie bedräut und ihr nur die Wahl bleibt, seine Sklavin oder seiner Gewalt Ueberwinderin zu werden. Priester und Weiber, Kinder und Greise läßt er morden; nie kommt ein Wort der Gnade von seiner Lippe; er schwingt die Brandsackel, wie der Barbaren Häuptlinge thaten, und ruft in der selben Stunde den Heiland an. Seine Lügenrede klingt wie die der Christen, doch sein Handeln ist nicht besser als Nero's. In seinem Wappen ist das Bild des Adlers; und auf dem Schild seines dienenden Begleiters, des anderen schlechten Herrschers, ist des selben Vogels Gefieder zu schauen. Diesen Zweiten aber, der dem Christengericht untersteht, rafft der Bannfluch des Papstes Benediktus von seiner Höhe. Dieser Papst, der erwählt wird, wenn die Herrschaft des Widerchristen beginnt, lehrt die Welt, daß alle Streiter wider den Erzfeind im Stande der Gnade sind und, wenn sie zu fallen scheinen, wie die Märtyrer himmelan steigen. Deshalb werden die Priester, die Mönche, statt die Beichte der Kämpfer zu hören und sie aus Sündenschuld zu lösen, zum ersten Mal in Gemeinschaft mit den anderen Bürgern fechten. Der Antichrist, dessen Verbündeten die Bannbulle des Papstes tötet, wird erst besiegt, wenn mehr Menschen hingemordet worden sind, als je in Rom's Mauern lebten. Der Hahn, der Leopard und der weiße Adler sind zum Kampf vereint; doch nimmermehr würden sie mit dem schwarzen Adler fertig, wenn nicht das fromme Gebet des ganzen Menschengeschlechtes ihnen hülfte. Denn also steht geschrieben: Zwanzig Jahrhunderte nach dem Tag, da das Wort Fleisch ward, wird das böse Thier die Erde mit eben so vielen Uebeln schrecken, wie ihr die Gottheit Gnaden beschert hat.* Die Weißsagung, raunt Herr Beladan, ist noch lang; „sie schließt mit der Ankündigung heller Friedenszeit und eines Rachewerkes, dessen Graus selbst die Wünsche unserer Rasse überbietet. So sei es!“ Dem Franzosen war die Uebersetzung ein „wahrer Seelentrost“. Er sieht aus Indien und Japan, aus Kanada und Egypten Heere wider den Erz-

feind ins Feld rücken, steht fünfhundert Priester in Waffen und fleht den fünfzehnten Benedikt an, den Habsburger in den Kirchenbann zu gittern und mit dem furchtbarsten seiner Flüche den Zollern zu strafen. Dann würde der Erdkreis dem Papst zujauchzen. Bruder Hermann war immerhin schüchtern als Bruder Johannes (der wohl auf dem pariser Martyrberg, zwischen der Kathedrale und den Glitzerspelunken, die Weißen empfing). Die Lust, solchen Legendenschrift an der Pforte einer Zeitung zu finden, die ihrem Vatheu Beaumarchais täglich das Versprechen nachstammelt, aller Dummheit lähn zu spotten, wird durch die Furcht getrübt, den Gallierwiz am Greifenkrückstock zu erblicken. Mit den Waffen aus Kinderzeughäusern werdet Ihr, liebe Feinde, unsere sieben Armeen nicht besiegen. Als Eure Combes, Clemenceau, Briand Mönche und Nonnen mit zerfekter Kutte aus Pflaster stießen, habt Ihr gejubelt: und langet nun nach dem Beistand des Pastes? Dessen Amtsbahn Leo hat einst freilich den Hunnenkönig zur Umkehr von dem Marsch ins Herz Italiens überredet. Damals aber war Atilla, der sich gerühmt hatte, das Schwert des Kriegsgottes an seiner Hüfte zu tragen, schon, auf Eurer Erde, bei Chalons, an der Marne, geschlagen worden. Damals waret Ihr noch aufrichtig fromm, glaubtet dem Wort der Jungfrau Genoveva, die weißsagte, daß der Hunne Eure Hauptstadt nicht bezwingen werde, bliebet geruhig an der Seine und bautet der Trösterin, der Heiligen dann eine Kirche, in deren Wundergewölb Sainte-Geneviève in Ewigkeit schlummern sollte. Wohin schwand sie? Wüthende Jakobiner zerrten das Gebein der Seherin aus dem Sarg, verbrannten es auf offenem Markt und wandelten die dem Gedächtniß des Mädchens von Nanterre geweihte Kirche in ein Pantheon (unter dessen Dach nun der unheilige Zola ruht). Merowech, Chlodowech, Karl, der Hammer des Frankenreiches, manche Lilienkönige noch mochten sich den Arm des allmächtigen Gottes dünken. Herr Poincaré, den keine Genoveva von dem Weg nach Bordeaux heimwinkte, ist nicht des Himmels, nicht Rom's erkorener Kämpfe. Paris, das seine Schützerin, seine Heilige schänden ließ, könnte den Widerchristus nicht ins Fegfeuer beten.

Auch mit der Johannismär ist nichts Kräftiges zu erköbern. Der letzte Zollern, der gedrosselte schwarze Adler: Träume vom Jahrtausend stillen Hirtenfriedens taugen nicht in die Staats-

vernunft, die den Bürger in dreijährigen Wehrdienst zurückrief. Da wieder an der Marne, auf den Katalaunischen Feldern, gekämpft worden ist, wieder, wie bei Mauriacum Römer und Goten, Verbündete sich einem Eindringlingsheer entgegenstimmten, ließe sich aus dem Vergleich noch Allerlei münzen. Das Erinnerungsbild der mongolischen Dickköpfe und Kurzrümpfe, die mit ihren Pferdchen verwachsen schienen, ähnelt zwar nicht dem zwischen Reims und Verdun sichtbaren. Leicht aber wäre ein Sprüchlein zu quirlen und anzurichten, das erzählt, wie diese Reiterhorde noch einmal in Südosteuropa das Land eines Urgreises überrennt und zerstückt. Ermanarich, der alte König der Austrogoten, sei Pélabans Nachtretern empfohlen. Mit stärker nachdrückendem Wort Atilla selbst. Ein stolzer Barbar. Im Lager darf kein Hügel ein Zelt tragen, wenn des Königs im Thal aufgeschlagen ward. Die Festhalle funkelt von Edelmetall, den Gästen wird die Speise auf Silberschüsseln, dem Gesinde sogar der Trank in Goldbechern angeboten; nur der Kriegsherr sitzt auf hölzernem Schemel, nur ihn kleidet ein schmutzloser Kittel, nur sein Teller, sein Becher ist aus schlichtem Holz. Hofgelehrte umreihen, Hofsänger preisen ihn. Der Gast, den er mit gehobener Trinkschale grüßt, muß sie, aufrecht, leeren. Dieses Königs Wille war, über die Stadt Konstantins zu herrschen. Und an der Marne haben Lateiner ihn und seinen Barbarenschwarm geschlagen. Wann lesen wir die nächste Prophetie?

Hört! Hört!

„Papst Benedikt wünscht sehnlich, bald Frieden zu stiften, und die österreichischen Kardinäle haben ihn in diesem Wunsch bestärkt, der auch in Wien erwacht ist, seit die Monarchie in ihren Kämpfen so unglücklich war. Die Hauptschwierigkeit wäre von Deutschland zu erwarten, das von seinem Bundesgenossen wohl größeren Kraftaufwand fordern wird.“ (Giornale d'Italia.) „Deutschlands eiserndes Bemühen, auf allen erfindlichen Wegen uns seine ‚Wahrheit‘ über den Ursprung und Verlauf des Krieges ins Land zu bringen, verdient gewiß Anerkennung. Aber der aufgewärmte Kohl aus Bismarcks Küche schmeckt uns nun einmal nicht.“ (Secolo.) „Der Dreibund brachte uns Nutzen, so lange Deutschlands Verhältnis zu Großbritannien leidlich war. In der Wahrnehmung unserer Mittelmeerinteressen ließ er uns schutzlos und wir mußten

mit England und Frankreich und durch Sonderabkommen verständigen. Seit dem Balkankrieg ist obendrein Oesterreichs Politik mit unserer noch weniger vereinbar als zuvor. Wo die Wünsche und Bedürfnisse des einen Staates von denen des anderen soweit abweichen, ist an Gemeinbürgerschaft nicht zu denken.“ (*Corriere della Sera.*) „Der Stolz des deutschen Heeres muß bitter darunter leiden, daß keiner der kühnen, von schmetternden Trompeten angeführten Vorstöße ihm gelungen ist. Wir haben die Handlungsfreiheit zurückerobert. Das ist ein köstliches Gut. Wir kämpfen auf heimischer Erde, haben befestigte Stützpunkte und können leicht Menschen und Kriegsgeräth heranholen. Jetzt führen wir den Krieg, der zuerst gegen uns geführt wurde. Der Feind, der von Ost nach West marschirte, wird morgen gezwungen sein, von Ost sich westwärts zu wenden. Hunderttausend Kanadier sind auf dem Weg nach Frankreich, um für unsere gerechte Sache zu fechten. Die Russen wollen dem König Albert von Belgien ein Ehrengeschenk überreichen. In Warschau kauft Niemand mehr deutsche Waaren.“ (*Le Matin.*) „Anders als 1870 ist heute das Bild. Der durch die Zettlung des austro-deutschen Imperialismus entstandene Krieg findet die Nation einig und in festem Vertrauen um die Regierung geschaart. Sie ist zu jeder Anstrengung, jedem Opfer bereit und wird nicht erlahmen, ehe sie den Sieg erstritten hat.“ (*L'Humanité.*) „Die Stadt Genua hat dem belgischen Volk, als dem Vertheidiger des Rechtes und der Freiheit, ihre Bewunderung und ihren Glückwunsch ausgesprochen. Die Versuche deutscher Beamten, ihrem Vaterland in Amerika die Volksmeinung günstiger zu stimmen, werden drüben verhöhnt oder schroff zurückgewiesen. Reuter meldet, daß deutsche Censoren die nach den Vereinigten Staaten gerichteten Briefe öffnen, statt der vom Absender beschriebenen Bogen Loblieder auf die Friedensliebe der Deutschen, besonders ihres Kaisers, in die Umschläge legen und, wie vielfach berichtet wurde, die Unterschrift des Absenders nachzumachen versuchen. In Indien wächst die Begeisterung für den Krieg von Tag zu Tag. Die deutsche Infanterie schießt viel schlechter als die belgische. Im Deutschen Reich sind die Lebensmittelpreise um fünfzehn Prozent gestiegen. Die Presse beginnt, einzusehen, daß die Industrie, weil sie keine Rohstoffe mehr erhält, bald völlig gelähmt sein wird. Englands Flotte hindert jede Einfuhr und sorgt

dafür, daß der überseeische Handel ihrer Heimath Alles erhält, was er zu stetiger Entwicklung braucht. (Neptune.) „Die Generale Frenck und D'Amade haben an der Duse einen großen Sieg über die Deutschen erstritten. Die Garde des Kaisers ist von den Briten zerrieben worden.“ (Evening News.) „In Verbiers haben zwei, in Spa drei deutsche Offiziere sich selbst getödet. Die Furcht vor den Kosaken hat schon aus Berlin, Köln, Aachen deutsche Flüchtlinge bis nach Verbiers geschucht. Der Kaiser von Oesterreich soll am achten September gestorben sein. Die schwierige Lage des Reiches zwingt zur Verheimlichung der Nachricht. Die Zahl der in Galizien getödeten und verwundeten Oesterreicher und Ungarn betrug am sechzehnten September schon zweihundertfünfzigtausend. Die Russen haben hunderttausend Mann gefangen und vierhundert Geschütze erbeutet. Alle Straßen sind mit Waffen, Munition und anderem Kriegswerkzeug übersät, das die Oesterreicher auf ihren eiligen Rückzug nicht mitschleppen konnten. Am Dreizehnten haben die Japaner den Bahnhof von Klautschau besetzt. In Vibarode brannten deutsche Truppen das Lazaret nieder. Der Nurse Humes, die einen Verwundeten tapfer vertheidigt hatte, schnitten sie die Brüste ab; die Arme starb unter gräßlichen Qualen. Furchibar haben die Deutschen im Schloß Le Gué bei Meaug gehaust; die Leinwand werthvoller Bilder aus dem Rahmen gerissen, die feinsten Möbel zerbrochen, die Perserteppiche mit Sporen zerstückt, die Schränke aufgebrochen und die Wäsche der Schloßherrin gestohlen. Aus dem Billardzimmer machten die Stabsoffiziere einen Schießstand; und während nebenan Verwundete unter dem Messer der Aerzte schrien, saßen die Offiziere in dem mit Blumen gepuzten Speisesaal und gossen sich ungeheure Mengen der feinsten Weine und Schnäpse durch die breite Gurgel. Den neutralen Ländern lügt Deutschland jetzt vor, es könne beweisen, daß schon am dreißigsten Juli ein französisches Regiment in Automobilen nach Namur gebracht worden, Belgiens Neutralität also zuerst von den Franzosen verletzt worden sei. In der Schmutzluth solcher Lügen muß Deutschland schließlich selbst ertrinken.“ (Die antwerpener Zeitung Le Matin.) „Ein deutscher Gefangener antwortete auf die Frage, was man in seiner Heimath über unsere Siege sage: „Die Aelteren waren darauf gefaßt. Bismarck hatte Alles vorausgesehen und sie oft gewarnt, Rußland anzutasten. Sein Rath ist nicht beachtet

worden; und nun spürt man die Folgen.“ (Rjetsch.) „Aus der Schweiz ist die Kunde von der Niederlage des Westheeres nach Deutschland gedrungen. In den Städten sind Unruhen entstanden. In München sind die Zeitungshäuser geschlossen. Die Menge schreit: ‚Sagt uns die Wahrheit! Die Franzosen schlagen uns! Wie wirds nun mit den Russen?‘ Die Oeffentliche Meinung fängt zu fühlen an, daß Deutschland verloren ist.“ (Daily Express.)

Genug? Noch ein Bißchen Geduld. „Daß England siegen wird, ist schon heute gewiß. Mag der Krieg noch so lange dauern, noch so große Opfer fordern: Englands Sieg ist sicher.“ (Le Petit Journal.) „Der Deutsche bleibt hart und brutal und sein Joch lastet schwer auf denen, die es für eine Weile tragen müssen. Aber die Gräuelt, mit denen, im Elsaß, noch ärger in Belgien, der deutsche Aufmarsch begann, haben sich nicht wiederholt. Das ist ein Sieg des Völkerrechtes und eine Niederlage des germanischen Uebermuthes; nicht die letzte, die er hinnehmen muß. Nie hat Einer ungestraft dem Moralgebot des Weltgewissens getroht.“ (L'Éclair.) „Wir verabscheuen den Militarismus, der sich in dem Deutschen Reich verkörpert hat. Niemand wünscht hier, diesem Reich auf irgendeine Weise zu helfen. Wenn es siegte, wäre auch Amerika von ihm bedroht.“ (New York Times.) „Nicht nur eine Barbarenhorde haben wir zu bekämpfen, sondern auch den Lügenfeldzug unwirksam zu machen, der in Italien und der Türkei, in Amerika und China, auf der ganzen Erde gegen uns geführt wird.“ (Daily Telegraph.) „Auf dem Bahnhof von Clemon-Ferrand ist ein ganzer Zug mit erbeuteten deutschen Geschützen angelangt. Unsere Truppen haben die deutschen Armeen aufgehalten und fast überall zum Rückzug gezwungen. Die von England gekaperten deutschen Rauffahrtsschiffe sind versteigert worden und haben bis zum zweiten September mehr als zwölf Millionen Francs eingebracht. Professor Delbet von der pariser Universität erzählt, zu seiner siebenundsiebenzigjährigen Mutter habe ein deutscher General (der ein Monocle trug) gesagt: ‚Mit den Franzosen ist's aus; eine ganz und gar entartete Rasse. Die stattlichsten Männer werden wir kräftigen deutschen Mädchen verheirathen; vielleicht giebt's hübsche Kinder. Alles Andere schicken wir nach Amerika. Was? Erfolge hat ihr Heer? Nicht einen. Wird auch, kann auch nie einen haben. Was Ihre Zeitungen melden, ist Schwindel. Alles. Die bringen nicht ein

wahres Wort. Erfolge! In zwei Tagen sind wir in Paris.' Bald danach kam dieser General mit seinem ganzen Troß auf dem Rückzug wieder an dem Haus der alten Dame vorbei. Diesmal ging's schneller. Denn die Deutschen wurden von englischem Fußvolk und französischen Dragonern verfolgt. Einer der Leute, der zuvor, des Essens wegen, mit der Köchin geschäkert hatte, schrie über den Gartenzaun: „Mit Paris ist's nichts!“ (Le Figaro.)

Professor Delbet (ein Arzt, der sicher nie lügen lernte) hat seiner Mutter noch Grasseres nacherzählt. Der General (mit dem Monocle) hält der Greisin, weil er die Mannschaft über ihr Gartenbrüchchen führen wollte, drohend seinen Revolver unter die Spitznase. Als die Truppe durchmarschirt war, sprach er: „Als Deutsche (Sie werden ja nächstens deutsch) müssen Sie stolz darauf sein, daß mein Corps an Ihrer Thür vorüberzog. Ich werde übrigens eine hübsche Tafel bestellen und annageln lassen, die an diese Stunde erinnert. Was? Sie möchten nicht Deutsche werden? Das ist ja erlebigt! Ihr könnt Euch nicht wehren. Und Eure englischen Freunde, die auf dem Meer ganz tüchtig sein mögen, zählen auf dem Land gar nicht mit. Die Russen? (Er wiehert.) Die wissen nicht mal, was eine Armee ist.“ Himmlisch, daß solcher Prahlschäufel dann austragen muß; daß die Verbündeten ihm viele Leute abfangen; daß der selbe Schlemmer, der „Nach Paris!“ gebrüllt hatte, nun winselt: „Mit Paris ist's nichts.“ Die beiden Rufe, spricht der Professor, „lehren uns die Bedeutung des ersten Schlachttages empfinden. Sie verrathen die Zertrümmerung des Germanenplanes.“ So denken auch die Bundesgenossen. „Jeder Tag, der den Deutschen ohne entscheidenden Sieg verstreicht, mehrt die Gefahr, die ihrer Ostgrenze droht.“ (Daily News.) „Jetzt wird offenbar, wie jämmerlich die Berather des Kaisers geirrt haben.“ (Daily Mail.) „Wir dürfen hoffen, daß die deutsche Horde noch weiter zurückweichen muß.“ (Evening News.) „Deutschland hat ein militärisches Abenteuer gewagt, aus dem allmählich eine Reichskrisis wird.“ (Daily Telegraph.) Und der Präsident der Republik schreibt: „Der Feind ist nach Osten zurückgeworfen und dieser glänzende Erfolg der vereinten Heere sichert den endgiltigen Sieg.“

Die Deutschen, heißt in einer amerikanischen Zeitung, schwärzen noch immer davon, daß seit dem Kriegsanfang alle Parteien einträchtig seien. Sie verschweigen aber, daß es in Frank-

reich, im großen Britenimperium, in Belgien, sogar in Rußland genau so ist. Die Sozialdemokraten Guesde, Sembat, Vandervelde sind Minister geworden. Irische Homeruler und Ulstermänner träten am Liebsten heute noch in die selbe Kämpferreihe. In der russischen Reichsduma hat der Demokrat Miljukow Deutschlands Bier nach der Weltherrschaft rauh getadelt. Die Litauer ließen durch ihren Wortführer die Hoffnung aussprechen, daß der Krieg, für den sie sich wie für heilige Heldenthat bereiten, alle Stammesgenossen, auch die noch zu Deutschland gehörigen, unter Rußlands Fahne vereinen werde. Der jüdische Abgeordnete Friedmann rief, keiner Macht könne je gelingen, die russischen Juden von ihrer Heimath loszureißen; nicht Pflicht nur, sondern anhängliche Liebe treibe sie in den Kampf gegen feindlichen Ueberfall. Der Letzte geißelte in seiner Rede den berliner Tyrannen, der den Nachbarn stets den schlechtesten Rath ins Ohr flüstere, jetzt aber in dem Blutmeer, in dem er baden wolle, ertrinken müsse. Dazu werde jeder Letzte freudig mitwirken; nicht nur im Heer: auch in der Hütte, die ihm Obdach ist. Dringe der Feind bis nach Livland und Estland vor, dann müsse er jede Fußbreite des heiligen Bodens erobern. So ist überall. „Warum also prahlen die Deutschen?“

Haben Einzelne geprahlt (weil sie wähnten, das Gelärm der Nachbarschaft überschreien zu müssen), dann verpflichtet das Vaterland sie jetzt in stolzes Schweigen. Von Geprahle und Geschimpf ist der Besiegte entschuldbar; nicht der Sieger. Aus allen Depeschennestern die den Feinden ungünstigsten Meldungen (die ja der Wahrheit nicht näher als die günstigsten sind) herauspicken und in die Papierscheune sammeln: wem frommt's? Aufruhr in Marokko, Egypten, Indien: wenn er Ereigniß ist, mag er uns freuen. Durch Notizchen und Drehmaschinen wird er nicht erzaubert. Schlechtes Beispiel darf nicht guten Väterbrauch verderben. Wir wollen nicht belogen sein; wollen wissen, was ist, nicht, was werden könnte, wenn der Schattenthalif den Isam zum Heiligen Krieg aufriefe und in Uraldien die Zeitgenossen Enver und Ferdinand sich über das Schicksal Konstantinopels verständigten. Wer gegen einen Schelmen anderthalb aufbringen will, darf nicht über Schelmenlist stöhnen. Lasset die Anderen lügen und füttert die Nächsten nicht an jedem Morgen, Mittag, Abend mit der Ankündigung, daß unseren Feinden übermorgen die letzte Sonne sinkt. Kein Wort

auch fortan zur Abwehr erstarrter oder neugeheckter Lüge. Das nützt nicht. Das schadet nur. In dieser ungeheuren Stunde unseres Erlebens kann uns, darf uns nicht kümmern, was draußen über uns geschwefelt wird, noch gar, wie irgendein neutrales Volk „mit uns steht.“ In den Vereinigten Staaten hat der Botschafter, den Kluge für klug halten, sich seit der Rückkehr in Schweiß geredet, um die Häupter und Glieder der Gesellschaft von der hehren Gerechtigkeit unserer Sache zu überzeugen. Was hat er erlangt? Ungläubiger Spott sucht ihn der Lachlust des gepußten Pöbels als einen Vielschwäher und Wichtigthuer zu verpehen. Hebet Euch, Landsleute, doch endlich aus dem Grünframkeller, in dem Euer argloses Herz glauben lernte, an allen Küsten lechze das ehrwürdige Menschengeschlecht nach Wahrheit, auch wenn die Lüge ihm fetteren Zins trägt! Daß neun Zehntel alles Gerüchtes erlogen sind, kann jeder gesunde Dugendlerl riechen, ehe ein Botschafter oder für den Export aufgebügelter Staatssekretär ihm die Nase geschneuzt hat. Daß des Widerchristus Majestät anders ausfähe als des Deutschen Kaisers; daß unsere Generale stille Greisinnen nicht anrülpsen; unsere Majore und Oberste nicht Weiberwäsche stehlen; daß der deutsche Wehrmann nicht einem Kindsfräulein die Brüste wegmeht. So willig wie bei uns glaubt man auf keinem Zipfel der verbürgerlichten Erde, was in der Zeitung steht. Die Meisten wollen gar nicht in Wahrheit überredet werden; wollen für wahr nehmen, was ihrem Gaumen schmeckt oder das Gerinnsel ihrer Wünsche festet. Den Meisten sind wir, Alle, ist die deutsche Volkheit jetzt ein ärgerer Gräuel als je zuvor: weil sie aufgestanden ist, ihren Odem dem Erdbkörper einzublasi, und weil ihre Kraft ihrer Kühnheit gleichwüchsig scheint. Sollen Romanen, Slawen, Mischlinge der werdenden Uebermacht zujauchzen? Ist's auch nur von germanischen Vettern zu fordern? Kündigt dem Miethwahn, das Urtheil der Mitwelt hänge an der Frage, ob Sasonows oder Bethmanns Depeschensammlung vollständig und wortgetreu, Greys Absicht richtig ermessen worden, Alles mit den Mobilmachungsterminen hübsch in Ordnung gewesen sei. Kein Kater beleckt noch den Teller, in dem die Milch frommer Denkart sauer geworden ist. Wikinger, Krieger, wurden von den seßhastesten Sippen niemals zärtlich gehätschelt; und wären als Heuchelgezücht verrufen worden, wenn sie gestrebt hätten, als Opfer scham-

losen Ueberfall es sich warm ins Mitleid zu betten. Aber sie haben Reiche gegründet und die Grenzen der Menschheit verrückt. Herakles mit einem Puttengemüth? Hinter Haubitzen eines Täubchens Sanftmuth? Aristeides mit einem Mörser, dem ein Geschoß von Mannes Höhe und Erdbebens Kraft entfliegt? Ein Volk, das solches Wunder glaubt, müßte in neidiger Scham vergehen. Was heute ins Ausland gerufen, geläutet, getrommelt wird, hallt dem Ohr ohne Haftwirkung vorüber. Die drei größten Reiche, zwei mittlere, zwei kleine wollen wir zerscherven: und möchten von den Zuschauern entschuldigt sein oder mindestens die Zuerkennung mildernder Umstände ersehen? Jeder Wortaufwand ist nutzlos verthan. Umwerbet den Neutralen, der uns Rohstoffe liefern will. Den aber, der nur ein Urtheil, mildes oder hartes, feil hält, nur mit Meinung, guter und schlechter, hökert, lasset unbehelligt in seiner Bude. Er mag horchen. Macht schmiedet unser Recht. Für Deutschlands Willen zeugt Deutschlands That.

Augustow-Soissons.

Deutschlands That lobert hoch über das Dach der Erde hinauf. Aus Manneswillen ward eine Erzmauer, die von der Ostweichsel bis an die Scheide, von Augustow bis an das Weichbild von Soissons ragt und, den verbündeten Nachbar vor der Springfluth zu wahren, bis an den Dnjepr vorgehoben wird. Niemals war Dergleichen. Rußland und Britanien, Frankreich und Belgien, Kanada und Australien, Japan und Indien, drei Viertel von Afrika wider uns, denen kein Helfer, kaum ein Wohlwollender nahe: und nach zwei Monaten ist nicht eine Hauptschlacht verloren, ist das Reichsgebiet nirgends ernsthaft gefährdet. Die stärksten Festungen Mitteleuropas werden belagert, ganze Heere von West nach Ost, große Stücke wieder westwärts geworfen. An die Küste dreier Erdtheile werden Wracks gespült, die unserer Seekrieger tapfere List zerschellt hat. Dreihunderttausend Gefangene essen deutsches Brot. Eine Million frischer Soldaten überschreitet vier Grenzen. Und nirgends fehlt Nöthiges. Waffen und Munition, Kleid und Speise sind reichlich gestapelt. Die Feinde haben dieses Heer nicht gekannt; sonst hätten sie niemals von Siegen geträumt. Noch jetzt kennen sie es nicht; sonst flöhe sie längst die eitle Hoffnung, mit dem Aufgebot unerzogener Zufallsoldaten, brau-

ner, schwarzer, halb oder ganz wilder, es zu vernichten. In ihm blüht, aus ihm wirkt die ganze Urkraft der Volksgemeine. Jedes und aller Deutschen. Denen wird Morgen. Sie müssen siegen.

Tage lang hat Mancher gebangt. Nächte lang. Nicht Alles ging den gewiesenen Weg. Schlechtes Wetter. Regengüsse, Sturm, jähe Lusterfaltung. Im Endkampf um des Vaterlandes Schicksal wird der schwächteste Franzos ein Held. Die Briten, die nie zuvor gegen Europäer fochten, haben sich rasch in die moderne Gefechtsform gewöhnt und schießen wie Satans Gardefüsiliere. General Joffre zeigt erst jetzt die stärksten seiner Künste. General D'Almeida hat sich ins Wesen der deutschen Taktik so tief eingebohrt, daß er oft ahnt, was der Gegner thun wird; nur unterschätzt er fast jedesmal dessen Flinkeit. Winzige Erfolge stählen das Selbstvertrauen der Truppen. Auch dem Unüberwindlichen ist also ein Vortheil abzurufen? Das rechte Ufer der Durcq wird gehalten. Bei Sézanne ist das Centrum der Franzosen nicht zu erschüttern. Verdun troßt dem Feuerwirbel. Vive la France! Wagte ein Flügel sich so fest vor, daß er in die Gefahr kam, vom wachsamem Feind gepackt und abgeknickt zu werden? Kitchener gratulirt, Poincaré decorirt, Millerand salutirt. Zwischen den Herbstblumen der pariser Gärten keimt lenzliche Hoffnung. Die Glocke von Notre Dame ruft alle Frommen zum Dankgebet. Der Generalissimus meldet, seit dem siebenten September sei der Feind auf der rechten Seite um sechzig bis siebenzig Kilometer zurückgewichen, der erste Theil der Schlacht also den Verbündeten günstig gewesen. Denen bleibt Verdun eine Stütze. Vor hundert Jahren wollte Schwarzenberg nicht auf Paris marschiren, ehe er genau wußte, was zwischen Marne und Aisne geschehen war; am Ende koste ihm Napoleon sonst gegen die Flanke. Der siebenzehnjährige Prinz Wilhelm von Preußen hatte im Februar in sein Tagebuch geschrieben: „Blücher ist geschlagen. Kleist ist geschlagen. Wittgenstein ist geschlagen. Von Stunde zu Stunde in Erwartung des Abzugs.“ Fünf Tage danach hat der Sieg bei Bar-sur-Aube die Lage erleichtert. Noch am achten März aber schreibt der Kronprinz an seine Schwester: „Hätten wir nicht heftige pariser Träume gehabt, wären wir ohne Zweifel schon drin im großen Sündenpfuhl. Paris lodte uns, trotz unserer Deutschheit: und wir verbrannten uns die Nase. Erstlich Blücher, der vereinzelt, höchst sol, vorderannt war;

als er sich hinter die Marne zurückziehen mußte, wollten wir nun hier mit der sogenannten Großen Armee, erstaunlich terribel wie eine Wetterwolke, Nöppeln und seine Lutetia aufessen; aber: wir rannten wie unvernünftig einzeln vor, bekamen einzeln Kloppe und da bemächtigte sich unser ein bewußtes Panikum, und wie wir unvernünftig vorgerannt, rannten wir jetzt zurück; und erst, als man sich Bar-sur-Aube hatte nehmen lassen, merkte man, Nöppel schicke uns nur wenig nach und sei bei Troyes stehen geblieben, um abzuwarten, was Blücher thun würde. Dieser Held und würdige Säbel schlüpfte fort und gerade auf Lutetia zu. Jetzt ermannen wir uns endlich, als die Reserven schon zwei Meilen hinter Langres standen. Unser Panikum scheint sich, Gott Lob, vor der Hand gelegt zu haben und wir stehen so ziemlich wieder da, wo wir vor den letzten, nur durch unsere Schuld herbeigeführten und bedeutend gewordenen Unfällen standen. Jetzt steht dieses Welttheiles Schicksal auf Blüchers Säbelspitze. Wird Blücher geschlagen, so steht es sehr schlimm; wird Nöppel geschlagen, so kann es in acht Tagen aus sein, mit ihm, seinem Reich und seinem Krieg. "Der jüngere Prinz weiß, daß Blücher nicht nach Paris marschirt ist, sondern bei Soissons steht. Er ist vereinigt mit Bülow, wahrscheinlich auch mit Winzingerode. Paris war gar kein militärisch wichtiger Punkt. Eben höre ich, daß Napoleon links um Blücher herumgegangen ist und vorgestern in Berry, auf der Straße von Reims nach Laon, stand. Unsere Truppen sind entseßlich fatigirt und bedürfen der Ruhe." Fünf Tage danach: "Blücher hat das Corps Marmont abgeschnitten; sechstausend Gefangene, fünfzig Kanonen. Saint-Preist (ein russischer General) hat Reims genommen. Die Nachricht kam in der Russischen Messe, wo wir heute zufällig Alle waren; sogleich wurde das wunderschöne Te deum gesungen. Dann ging der Kaiser Alexander zu Papa. Alles wünschte sich Glück." Doch erst am dreißigsten März ist das Heer am Ziel. Der Kronprinz kriehelt. "O! Paris-Lutetia, der große Sündenpfuhl (zwanzig Ausrufzeichen). Welche Begebenheit (acht). Das Treffen ist ungeheuer gewesen, und was von uns heran war, hat fürchterlich gelitten; unsere göttliche Garde hat enorm verloren. In wenigen Stunden ziehen wir in den großen Sündenpfuhl ein. Te deum laudamus." Wilhelm: "Hurra! Hurra! Paris ist unser! Morgen ziehen wir in Parade ein." Im nächsten Jahr geht's

schneller. Am achtzehnten Juni: Belle Alliance; am zweiten Juli: Paris. Der Kronprinz: „Dies von Gott verlassene Land und diese Hauptstadt aller Gräuelt! Mir ist so scheußlich zu Muth, so unheimlich, so sehnfüchlich, ja, weinerlich bin ich gestimmt! Dauert's hier lange, so bitte ich den König, mich zurückzuschicken. Ich kann's hier nicht aushalten.“ Wilhelm: „Welch eine glorreiche Campagne! Und in neunzehn Tagen beendet! Was aber wird man nun thun? Napoleon hat entsagt. Einige Parteien wollen den Kleinen (Bonapartes Sohn), andere die Bourbons, andere die Republik. Das Schwert hat wieder das Seinige in vollem Maß gethan; ich hoffe, die Feder wird ein Beispiel daran nehmen. Aber ohne den Tod von Napoleon kann ich mir keine Ruhe denken. Papa sagt immer: Hat er diesmal nur drei Tage von Elba bis Frankreich gebraucht, so wird er vielleicht von seinem künftigen Exil vierzehn Tage gebrauchen; aber wiederkommen wird er.“ Er kam nicht wieder. Nur die Hülle seines Genius. Wilhelm aber sah noch ein drittes Mal als Sieger auf Paris. Damals war Frankreich ohne Heer; eine Armee gefangen, eine belagert. Jetzt sind seine drei Armeen aufrecht; in Lothringen, in der Champagne, in der Hauptstadt. Dennoch bangt kein deutsches Herz mehr. Im Eisengewitter dorrt die Angriffslust der Verbündeten. Sie vertheidigen sich nur noch. Reims brennt. Verdun kann dem schweren Geschütz nicht lange widerstehen. Bald umringt die lebende Erzmauer die lichtlose, arme, schöne Lutetia. Zum dritten Mal zieht, im Zeitraum eines Jahrhunderts, ein deutsches Heer in Heinrichs geliebte Stadt. Scharnhorsts Warnung ist in Frankreich ohne Echo verhallt.

Von Augustow bis nach Paris. Kein Auge sah solche Volkseistung. Lass'et es, einmal noch, die alte Landkarte betrachten. Germania wohnt eng. Weil keins ihrer Kinder dem großen Wehediens zu entschlüpfen wünschte, durfte sie sich des Ungeheuren erühnen. Eine Welt wider sie: von ihrem Schwert eine Welt gebändigt. Im Elsaß, in Ostpreußen, in Schlesien streifen feindliche Schwarmtruppen durch schwach geschütztes Land. Das Herz des Reiches ist nicht bedroht. Tief neigt unser Haupt sich, dankbar die Wehrmannschaft zu grüßen. Aus der Brusttiefen schöpfen wir Athem an der Schwelle vor schwerer Zeit. Und sollten, wie in friedseligen Tagen, vom unwirfschen Fremdling ein Tugendzeugniß erwinseln?

Völkerrecht.

„Seit dem ersten Kriegstag ist das deutsche Heer barbarischer Grausamkeit beschuldigt und überführt worden. Um die Wucht dieses Vorwurfes zu mindern, läßt die Kaiserliche Regierung jetzt die Behauptung ins Ausland tragen, die französische Armee verwende Dum-Dum-Geschosse. Diese beleidigende Angabe wird durch die Veröffentlichung facsimilirter Zettel gestützt, mit denen in französischen Forts gefundene Geschosspackete beklebt gewesen sein sollen. Da es sich um plumpe Fälschung handelt, muß die französische Regierung sich gegen solchen Unfug verwahren. Die Felddienstordnung vom zweiten Dezember 1913, die für alle Armeen der Republik gilt, verbietet ausdrücklich die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen; und dieses Verbot ist in keinem Fall aufgehoben worden. Wir müssen aber daran erinnern, daß im deutschen Heer solche Geschosse benutzt werden und daß von uns dagegen protestirt worden ist. Am achtzehnten und am sechsundzwanzigsten August hat die französische Regierung den Mächten Denkschriften über diesen Gegenstand vorgelegt. In den Patronentaschen einzelner deutschen Gefangenen waren Geschosse gefunden worden, die Einschnitte hatten und für die Sprengwirkung zugerichtet waren. Diese Zurichtung kann nicht das Werk des Soldaten sein; er muß die Geschosse in diesem Zustand empfangen haben.“

So lautet die Klageschrift, die am ersten September in Bordeaux von der Regierung veröffentlicht wurde. Sie zeigt unsere höchste Armeebehörde häßlicher Verbrechen, Fortdauernde Duldung barbarischer Gräueltaten, Völkerrechtsbruch, falsche, wider besseres Wissen unwahrhaftige Anschulldigung, Urkundenfälschung: an einem Bureautag war mehr kaum zu ersinnen. Mußte sich dieser Hader in die düstere Feierlichkeit deutschen Erlebnisses drängen?

Dum-Dum: so wird das Arsenal genannt, das in Kalkutta, der Hauptstadt des anglo-indischen Kaiserreiches, von dem Fort William umschlossen und noch vor der Geschützgießerei von Kospur würdig blickenden Erdbummern gezeigt wird. Wie der wunderliche Name auf die Geschosse herunterkam, weiß ich nicht; nur, daß Ding und Name von Britenhirnen erdacht worden sind. Den Geschossen (Kugeln sind immer noch rund) wird die Spitze abgefeilt; dadurch entsteht die Möglichkeit einer Sprengwirkung (wenn ein Knochen getroffen wird) und der Verwundete hat länger und

ärger zu leiden. Barbarei? Vielleicht; oder ein den indischen Lebensbedingungen angeähneltes Wehrmittel. Die Haager Friedenskonferenz verbot im Jahr 1899, „Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder plattdrücken, also auch Geschosse mit hartem Mantel, der Einschnitte hat oder den Kern nicht ganz umhüllt.“ England, Portugal und die Vereinigten Staaten wollten sich dem Verbot nicht fügen; erst acht Jahre danach hat Großbritannien es als gerecht anerkannt und der Königlich Niederländischen Regierung angezeigt, daß der Beschluß der Signatarmächte fortan auch für den Britenbereich gelte. In dem selben Jahr wurde im Haag auch verboten, Waffen, Geschosse oder Stoffe zu gebrauchen, die unnöthiges Leiden bewirken können. Ob dieser Beschluß durchführbar ist, mögen Sachverständige beurtheilen. Ein Granatsplitter soll üblere Folgen haben als ein Dum-Dum. (Das spreche ich aber nur Anderen nach, die auch behaupten, das kalkuttische Geschosß sei nur im Nahkampf wirksam.) Was ist unnöthiges Leid? Heißt der Kriegszweck nur, daß der Feind kampfunfähig gemacht werde, oder ist er völlig erst erreicht, wenn viele Menschen getötet, für immer vernichtet sind? Müßte man auf den Gebrauch der Riesenmörsergeschosse verzichten, weil in ihnen Giftgase entstehen? Ist im Gebiet der neuen Kriegstechnik, die mit Haubizen, Luftbomben, Torpedos, Seeminen und anderem Höllengeräth arbeitet, unnöthiges von nöthigem Leiden genau zu scheiden? Ich will einen Professor fragen, dessen harmlosen Sinn das Völkerrecht Wissenschaft dünkt. Einstweilen muß nur verhindert werden, daß unsere Feinde thun, was nimmermehr zu thun sie geschworen haben. Sie versprachen, sämmtlich: Kein Dum-Dum. Ist unzweideutig zu erweisen, daß einer ihrer Leute wider das Verbot gehandelt hat, dann muß er, wie jeder Meuchler im Feld, erschossen, nicht mit ehrlichen Männern in einer Kaserne oder Parade Monate lang auf Reichskosten gefüttert werden. Das selbe Standrecht könnte allen asiatischen und afrikanischen Soldaten drohen, die von Weißen gegen Weiße geheßt wurden. Dann besönnen die Curzon und Ritchener sich am Ende noch, ehe sie aus Bengalen, Nepal, Nippon, dem Sudan das Gefindel verfrachten, das den deutschen Barbaren zu Christenpflichtigkeit und edelmenschlicher Kultur anfeuern soll.

Ist denn aber nicht schmähsch, daß wir an so ecken Zanf

ganze Stunden der Weihezeit vertrödeln müssen? Daß die Häupter und die Geschäftsführer großer Reiche einander des schlimmsten Fehls beschuldigen? Daß Bücher zusammengeschmiert, Prophetien erschwandelt werden, um eines gestern Vergötterten, mindestens Umwedelten Ruf recht tief in den Jauchefüßel zu tunken? Daß Völker, die nicht hinter dem schmierigen Geldschleier nur geschachert, nicht Fabrikwaare und Luxusstand nur, nein, auch feinstes Geistesgut ausgetauscht haben, einander jetzt nicht schwarz genug schwärzen können? Ist ein von den Armeen und von den Hirnen nobel geführter Krieg noch heute, just heute nicht möglich? Muß früh und spät gelogen, geschimpft, dem Feind ein Stinkbombschen zugeworfen, seiner Verwandtschaft unnötiges Leid bereitet werden? Gehst auf der Walstatt und im Kampf der Köpfe nicht ohne Dum-Dum? Dann hole der Carnegie den Heckentempel.

Du bist Deutscher, nicht aller Mitschuld ledig. Laushest, weil Du, fern von der Front, zu Haus nun oft mürrisch, wirst, allzu gern nach dem profitfüchtigen Schwatz, der alles Andere besudelt und Dich als den lichtesten Engel rühmt. Jetzt ist nicht Zeit, fremden Stanz aufzuriechen, noch sich und sein Nest in Weihrauchwölkchen zu nebeln. Draußen mögen sie pfauchen: wenn Haß sie nur fürchten lehrt. Das für Kinder und Affen gepinselte Bild der Kriegswelt schimpfirt uns den Heldensaal. Ringsum Schufte, Eißbrecher, Strolche, schamlose Mehnbudenkrämer und mittendrin Fridoltn mit Krupps-Festungspillen: wer glaubts? Wir führen, im Schützengraben, im Zahl- oder Grübelzimmer, den Kampf mit reinem, festem Gewissen. Weil er nöthig geworden ist. Weil wir nicht länger über Tangoröckchen und Futuristenschlichchen parliren, sondern endlich wieder für Deutschlands Entelgeschid handeln wollten. Wir sind froh, wenn er gegen saubere, muthige Menschen zu führen ist, die das Maul halten können und ohne Holuspokus sterben. Nur aus solchem Krieg ist Ruhm zu holen; keinem andern dürfte solcher Strom deutschen Blutes fließen. Uns liegt nicht daran, zu hören, daß Wichte sich mit einer gemauften Waschkellerleine gegen uns verbündelt haben. Wir wollen sie weder vor den Strafrichter noch in die Anstalt für Verwahrloste bringen. Wir wollen sie schlagen, schwächen, aus unserem Weg drängen. Denn kein anderer führt uns aus Dickicht in Freiheit und Licht.

Deutsche Weise.

Deutschland.

Sieht den gewaltigen Nar, der jetzt unblutig und friedsam
 Tag' und Jahre sich halb schlafend in Ruhe gewiegt.
 Aber es greif' ihn Einer nur an und störe die Rast ihm:
 Sterben will ich, wosfern Der sich nicht übel gethan.
 Nimmer ist Dies ja ein Schlaf, aus dem kein Erwachen es gäbe;
 Oft schon hat er, gereizt, auf aus der Ruh' sich gerafft.
 Und wenn kühn er vom Boden sich schwingt in die offenen Lüfte,
 Wehe, wie breitet er dann Schrecken und Furcht um sich her!
 Ulrich von Hutten.



Auf den Katalanischen Feldern.

(Schlacht an der Marne; 451)

Ein grauer Tag erhebt sich trüb im Osten
 Der Flur, wo jetzt Kampaniens Traube reist;
 Da sehn des Golenheeres erste Posten
 Keim Dämmlicht, das um die Höhen streift,
 Wachfeuer fern durch Nebelmeere glosten,
 Und als Aetius sein Schwert ergreift,
 Vernimmt er schlahtenmuthig, todesbräunlich
 Das wilde Lied der Hunnenkrieger deutlich.
 Noch zweifelnd, ob er heut die Schlacht schon wage,
 Sieht drüben sinnend Ailla und stellt
 An seine Priester die Verhängnißfrage,
 Allein und unruhvoll in seinem Zelt.
 „Die Götter künden unsere Niedertage“
 (So sprachen Die); „horch wie die Wölfin bellt!
 Doch mit dem Tod auch büßt Dein überlegner,
 Dein größter Feind, der kühnste Deiner Gegner.“
 „Zur Schlacht denn,“ ruft der König ohne Fagen;
 „Aetius falle! Meine Sorge sell
 Der Sieg sein. Auf! Laßt an den Hoeschild schlagen!
 Weck meine Söhne!“ Eine Stimme scholl:
 „Die Geißel Gottes wird die Völker jagen,
 Bis seines Horns gemessne Schale voll.
 Mein Speer seis, dem zuerst ein Feind erliegel
 Wer mir nicht folgt, wer flieht, stirbt nach dem Siege.“
 Wo kernreich Land in üppiger Bewellung
 Durchströmt die Marne, erhebt gebieterisch
 Ein grüner Hügel sich in sanfter Schwellung,
 Bedeckt von Wald und niedrigem Strauchgebüsch.

Nach seines Sipfels ansehnlicher Stellung
 fliegt auf den fahnen Löwe, Greif und Fisch;
 Bald tönt der Schlachtruf aller Nationen,
 Die zwischen Tiber, Rhein und Wolga wohnen.

An Bannern, Waffen und Gehalt verschieden,
 Doch gleich an Wuth und wilder Tapferkeit,
 Begeggen, die noch nie gekannt den Frieden,
 Der großen Wanderung Völker sich im Streit:
 Des Goten Schwert, die Lanze des Gepiden,
 Des Römers Troß, des Stythen Schnelligkeit,
 Ein Wunder ist die Schlacht, so vielgestaltig,
 An Thaten wie noch nie ein Tag gewaltig.

Auf Rossen schnell, mit kurzen, schwarzen Mähnen,
 Stürmt wüthend hier das Volk der Hunnen ein;
 Den kurzen Wurfspeer zwischen ihren Zähnen,
 Geschöpften Stahl vom Kumpf bis an das Bein.
 Sie gleichen Wölfen, grinsenden Hyänen,
 Sie scheinen Pferd und Mensch zugleich zu sein;
 Den Feind begrüßen sie mit Zähneklatschen,
 Die Aculen schleudernd, die sein Haupt zerquetschen.

Dort fliegen Lanzen aus der Römer Gliedern
 Auf Atillas Ostgotenreiterei.

Doch diese, statt den Angriff zu erwidern,
 Braußt an dem Zug der Legion vorbei.
 Und Rache tönt aus ihren Schlachtenliedern,
 Entsetzen ließt in ihrem Feldgeschrei;
 Sie suchen über Sterbenden und Toten
 Zum Kampf das Brudervolk der Wisigoten.

Hartnäckig, grimmig, blutig ohnegleichen,
 Bis in die Nacht kämpft man mit höchster Wuth,
 Hoch schwillt der Strom, kaum saßt sein Bett die Leichen.
 In beiden Ufern suchen in die Fluth
 Verwundete mit Helm und Hand zu reichen
 Und trinken Freundes, trinken Feindes Blut.
 Erdbeben dürften eine Welt zerhören:
 Die Kämpfer würden kaum den Donner hören.

Zu-fallen ist kein Raum; wie erzverbunden
 Stehn Mann an Mann, befehlt vom Schlachtengreiß.
 Der Gote kämpft, indem er aus den Wunden
 Das feindliche Geschloß sich lachend beißt,
 Damit kein Aufschub, auch nur von Sekunden,
 Dem heißen Streittag seinen Arm entreißt.
 Selbst deren Odem schon der Tod vernichtet,
 Stehn noch wie lebend da, mit aufgerichtet.

Der Hunne, da die Nacht kam, war geschlagen;
 Die Schlacht entschied der tapf're Corismund,
 Doch ward auf einer Bahre schon getragen
 Theodesich, der Heerz'ois, todeswund.
 Sein Sohn, noch stürmend die verschanzten Wagen,
 Die Sattelburg, darin der Hunne stand,
 Schrie: „Stäemt, Ihr Goten, ströme Blut in Bächen!
 Den Helden, meinen Toten, will ich rä.hen.“

Kings um die Wagenburg trotz undurchdringbar
 Ein Wall von Pfäh'len und ein Wall von Blut.
 Mit schweren Steinen, Waffen, kaum erschwingbar,
 Schaupten sich die Hunnen drin voll Wuth,
 Wie Leun in ihrer Höhle unbezwingbar;
 Ihr König höhnt: „Kommt an und laßt das Blut
 Dem Knöchel steigen bis zum Wehrgelenke:
 Zum Eiber fähr' ich doch mein Pferd zur Tränke!“

Des Bogens Schaft ergreift nach diesen Worten
 Sein fleggewohnter Arm, die Sehne schwirrt,
 Es tönt, als würden von der Gräber Pforten
 Die schweren Eisenriegel aufgeklirrt;
 Und rückwärts fliehend, sehen Roms Kohorten
 Auf Sätteln, von den Rossen abgedirrt,
 Hoch zwischen rothen Fackeln unerreichtbar,
 Ihn thronen, einem Götzenbild vergleichbar.

An diesem Schlachttag wurde nicht gerungen
 Um einer Krone, eines Purpurs Nichts.
 Das Schicksal hat in jedem Pfeil geklungen,
 Auf jedem Schild die Schale des Gerichts;
 Die finstre Nacht hat sich herab geschwungen,
 Es lagen da die Toten, bar des Lichts,
 Und hier und da noch, schwer au'athmend, hö'nnten
 Die Schwererwundeten und Unerlöhten.

Da rauscht einher ein Jüng von schwarzen Schwänen,
 Die kreisen übers Walfeld. Wo ihr Flug
 Erschlagne trifft und toter Roffe Mähnen,
 Da schwanbt das Ross zum Streiter, den es trug.
 Es wiehert dumpf; es knirschet mit den Zähnen
 Der Mann, der seinen Gegnemann erschlug,
 Und weckt ihn auf, zum Kampf sich neu zu schiden,
 Mit müdem Arm, mit todeskalten Blicken.

Hermann Lingg.

Es war einmal . . .

(Mitte September 1870)

Ritt ich voran dem langen Zug,
 Der das rothe Kreuz im Banner trug,
 Kamen wir über Belgiens Grenzen,
 Wo Bouillons Thürme niederglänzen;
 Empfang uns dort ein dichter Spalier,
 Trat vor mich hin der Offizier:
 „Mein Herr, was Leute bringen Sie hier?“
 „Deutsche Verwandte; hundert und mehr.“
 „Achtung: Präsentirt das Gewehr!“
 So kommandirte der Kapitän.
 „Habt bei Sedan sie sechsten sehn;
 Jeder Mann darunter ein Held:
 Sind die ersten Soldaten der Welt!“

felig Dahn.



Scharnhorst.

Wer ist würdig unser großen Toten,
 Die einst ritterlich fürs deutsche Land
 Ihre Brust dem Eisen boten?
 Wen erkennen sie als rechten Boten
 Aus dem alten Vaterland?

Wer ist würdig, solche Mär zu bringen?
 „Aufgehenden sind die Söhne Teuts,
 Millionen Stimmen klingen;
 Unserer Schande Ketten sollen springen!
 Auch der Donner klings des Streits.“

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
 Und der Väter Angesichte scham?
 Wahrlich: keine von den bleichen
 Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen,
 Die zermalmt schier das Graun.

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen;
 Darum muß der Deutschen bester Mann,
 Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
 „Unser Joch, das wollen wir zerbrechen
 Und der Rache Tag bricht an.“

Heil Dir, eiler Bote! Hohe Weihe
 Sieht Dein Herz dem edlen Waffenspiel;
 Jeder wird ein Held in Teue,
 Jeder wird fürs Vaterland ein Kne,
 Wenn ein Soldat blutig fiel.

Heil Dir, edler Votel! Männerfpiegel,
 Wiedermann aus aller deutscher Zeit!
 Ewig grünt Dein Grabeshügel
 Und der Ruhm schlägt feine goldnen Flügel
 Um ihn bis in Ewigkeit.

Und er ſteht uns wie ein heiliges Zeichen,
 Wie ein hohes, feſtes Himmelpfad,
 Daß die Schande wird entzweiſen
 Von dem Vaterland der deutſchen Eichen,
 Von dem heiligen deutſchen Land.

Wenn ſich Männer nächtlieh ſill verſchwören
 Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
 Gegen Gauner, die bethören,
 Gegen Menſchen, welche Knechtſchaft lehren,
 Hierher lenken ſie den Pfad.

Will der Vater ſeinen Sohn bewehren,
 Hierher führt er ihn im Abendſchein,
 Heißt ihn knien, heißt ihn ſchwören,
 Treu des Vaterlandes heiligen Ehren,
 Treu bis in den Tod zu ſein.

Ernſt Moriz Arndt.



Krieg.

Jetzt muß es leicht in Deutschland ſein, zu ſterben
 Bei jeder Stunde müdem Glockenſchlag!
 Wo ſich am Himmel gelb die Streifen färben,
 Verglüh't im Gold der letzte Rittertag.

Statt daß des Schwertes klare Lieder klingen,
 Ziſcht giftiger Pfeil, dröhnt wüſter Prügelfchlag, —
 Mich wundert nur, daß noch die Lerche ſingen,
 Daß noch ein deutſcher Dichter ſingen mag!

Das ekle Unkraut, das aus heiligem Boden
 Hoch über alle blonden Aehren ſiegt,
 Kein Winter kanns aus deutſcher Erde roden;
 Nur Einer pflügt ſo tief: Das iſt der Krieg!

Wenn dann des Krieges eiſengraue Mähre
 Den Pflug geriffen durch das träge Land,
 Wiegt wieder ſich des Kornes edle Aehre
 Wo vordem geil der gelbe Gäufel ſtand,

Und in die Stapfen seiner mächtigen Hufe,
 Eng an des Ackers Scholle angepreßt,
 Bant wieder wohl mit lockend süßem Rufe
 Die Kerche ihr gefangunjubelt Nest.

Freiherr Wörries von Münchhausen.



Fürs Vaterland.

Herrlich zu sterben, wenn muthig im Vordertreffen Du siehest,
 siehest im Kampf für Dein Land, fürstst für Dein Heim und den Herd.
 Darum mit Kampfbrunst auf zum Schutz der heimischen Erde!
 Eil', Dich zu opfern mit Lust, stirb für das künftige Geschlecht.
 Marsch, Ihr Jünglinge, vor in dichten, nie wankenden Reihen!
 Niemals befall' Euch Furcht! Niemals auch sinnet auf Flucht!

Schmach und Schande treffen ein Heer, wo an Schlachtordnungsspitze
 Dorn vor den Jungen man sieht bluten und sterben den Greis.
 Dies gebühret ja zuerst dem Jüngling, während er lieblich
 Noch in die Locken sich flücht des Lenzes blühenden Kranz.
 Frauen gar reizvoll, stattlich den Männern erschein' er im Leben;
 Schön noch in Schlachtfeldes Muth, fall' er zu ruhmreichen Tod!

(Den Griechen nachgedichtet.)



Sturmwind

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran
 Und wollen die Welschen ihn haben,
 So sammle, mein Deutschland, Dich stark wie ein Mann
 Und bringe die blutigen Gaben;
 Und bringe den Schrecken, bringe das Grauen
 Von all Deinen Bergen und all Deinen Thälern
 Und klinge die Losung vom Rhein, übert Rhein:
 Wilddeutschland in Frankreich hinein!

Sie wollens? So reiß denn, deutsche Geduld!
 So reiß durch vom Belt bis zum Rheine!
 Wir fordern die lange gestandene Schuld;
 Auf, Welsche! Nun rühret die Beine!
 Wir wollen im Spiele von Schwertern und Lanzen
 Den wilden, den blutigen Tanz mit Euch tanzen.
 So klinge die Losung vom Rhein, übert Rhein:
 Wilddeutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein Kühnes, heran
 Wir wollen das Liedlein Euch singen
 Von Dem, was die schleichende List Euch gewant
 Von Straßburg, von Metz und Lothringen:

Zurück sollt Ihr zahlen! Heraus sollt Ihr geben!
 So fehe der Kampf denn auf Tod und auf Leben!
 Und Klinge die Loſung vom Rhein, übern Rhein:
 Alldeuſchland in Frankreich hinein!

Ernst Moriz Arndt.



Eiſt geſchieht's!

Eiſt geſchieht's: da wird die Schmach
 Seines Volks der Herr zerbrochen;
 Der auf Leipzigs Feldern ſprach,
 Wird im Donner wieder ſprechen.

Dann, o Deuſchland, ſei getroſt!
 Tiefes iſt das erſte Zeichen:
 Wenn verbündet Weſt und Oſt
 Wider Dich die Hand ſich reichen.

Wenn ver.ündet Oſt und Weſt
 Wider Dich zum Schwerte faſſen,
 Wiſſe, daß Dich Gott nicht läßt,
 So Du Dich nicht ſelbſt verlaſſen.

Deinen alten Bruderzwift
 Wird das Wetter dann verzerren,
 Thaten wird zu dieſer Friſt,
 Helden Dir die Noth gebären.

Schlage, ſchlage dann empor,
 Läuterungsgluh des Weltenbrandes,
 Steig als Phönix draus hervor,
 Kaiſerthron des deutſchen Landes!

Emanuel Geibel.



Das letzte Lied.

Fernab am Horizont auf Felſenriſſen
 Liegt der gewitterſchwarze Krieg geſtürmt.
 Die Blitze zucken ſchon, die ungewiſſen,
 Der Wandrer ſucht das Laubdach, das ihn ſchürmt;
 Und wie ein Strom, geſchwellt von Regengüſſen,
 Aus ſeines Ufers Bette heulend ſtürmt,
 Kommt das Verderben mit entbundnen Wogen
 Auf Alles, was beſetzt, herangezogen.

Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Haide S. und ein Wurmgeneiße
Von einem Knaben scharrend weggenißt;
Und wo das Leben um der Menschen Brüste
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jetzt wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Kofytos schleichen.

Und ein Geschlecht, von düsterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das wie ein Hirngespinnst der Mythologen
Hervor aus der Erschlagenen Knochen stiert;
Das ist geboren nicht und nicht erzogen
Vom alten, das im deutschen Land regiert:
Das läßt in Eönen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.

Und Du, o Lied voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erh. bt,
Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt,
Bei dessen Klang empor ins Reich der Sonnen
Von allen Banden frei die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken
Und summt ins Grab mußt Du darnieder sinken.

Ein Götterkind, bekränzt im Jugendreigen,
Wirst Du nicht mehr von Land zu Lande ziehn,
Nicht mehr in unsre Tänze niederseigen,
Nicht hochroth mehr bei unserm Mahl erglühn.
Und nur, wo einsam unter Taunenzweigen
Zu Feichensteinen stille Pfade ziehn,
Wird Wanderern, die bei den Toten leben,
Ein Schatten Deiner Schöne entgegenstehen.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Eöne ganze Macht lockt er hervor;
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr.
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht, mit ihm zu enden,
Und legt die Eier thranend aus den Händen.

Heinrich von Kleist.

Deutsches Lied.

Mein Volk, ja, Du hast Die in jeglicher Kunst,
 In jeglichem Wissen errungen den Preis:
 Es gönnte die Palme der Himmlischen Günst'
 Der uthigen Kraft und dem dauernden Fleiß;
 Du hast an dem Himmel die Sterne gezählet,
 Hast tief in den Gründen durchforschet den Schacht,
 Hast Ströme zu athmendem Leben beseelet,
 Hast Eder von ewiger Schönheit erdacht,
 Du hast Dir die Pforten des Geistes entriegelt,
 Die heiligsten Rollen des Ahnens entsiegelt:
 Leg' Alles dahin, sei zu Andern bereit,
 Nach Eisen verlanget die e'erne Zeit:
 Zu den Waffen, mein Volk!

Es hat die Olve kein Haupt noch geschüht,
 Dem ruchslos das Schwert sich des Feindes genah't:
 Hat Hellas die Lieb' der Musen genüht,
 Als Rom mit dem Fuß auf den Nacken ihm trat?
 Vorüber die Tage für friedliches Trachten,
 für Denken und Dichten vorüber die Zeit:
 Jetzt sollst Du Dich gürten zu brüllenden Schlachten,
 für Freiheit und Leben zum grimmigen Streit.
 Fort Beher und Liebe, Du freudig: Jugend,
 Jetzt ist der Haß die oberste Tugend!
 Ihr führet den Griffel, den Meißel genug,
 Legt nieder die Feder, den Hammer, den Pflug:
 Zu den Waffen, mein Volk!

Schon gilt es nicht mehr für den Ruhm und die Macht,
 Zerfetzt ist schon lange Dein Ehrengewand:
 Die Sterne, die ewigen, hieltst Du in Aht,
 Da stahlen die Schächer Dein Gut und Dein Land,
 Sie haben zu lange den Speer nicht gekostet,
 Der dem Slawen den Schild und Romanen zerfchellt,
 Sie glauben das Schwert in der Scheide gekostet,
 Das bligend die Kaiser geschwenkt durch die Welt.
 Sie wähen Dich alt und sie wollen Dich erben,
 Sie wollen Dich würgen, dieweil Du im Sterben:
 Auf, schütze Dein Leben, Dein Gut und Dein Recht!
 Zu den Waffen, Du reißiges Heldengeschlecht:
 Zu den Waffen, mein Volk!

felig Dahn.



Kriegszinsen.

Der große Erfolg der Milliardenanleihe war vorauszusehen; er wäre auch erzielt worden, wenn der Appell „Zeichnet die Kriegsanleihen“ nicht wie eine Lichtreflexe gewirkt hätte. Bei einer deutschen Reichsobligation mit einer Rente von durchschnittlich $5\frac{1}{2}$ Prozent hätte es nur des nüchternen Hinweises auf diese „noch nie dagewesene“ Gelegenheit bedurft, um das Geld locker zu machen. Von den zwanzig Milliarden, die bei den deutschen Sparkassen in Verwahrung sind, ist eine große Summe für die Kriegsanleihe hingegeben worden. Für die preussische Schatzscheinanleihe, die im Januar 1914 auf den Markt kam, wurden 25 Milliarden angeboten; und nur 350 Millionen waren gefordert worden; nach dem Erfolg der Subskription wurde die Anleihesumme um 200 Millionen erhöht. Von den 25 Milliarden wurden 19 mit Sperrverpflichtung angeboten; war davon nur die Hälfte echt, so hatte Deutschland 9 Milliarden zur Anlage in Staatspapieren bereit. Von diesem Schatz hat der Effektenmarkt nur einen kleinen Theil aufgezehrt. In den Banken war der Zuwachs an Depositengeldern kaum zu merken; die niedrige Verzinsung lockte die Leute nicht ans Schalter. Das Ausland hat dem deutschen Geldmarkt Besuche abgestattet, um sich an dessen Ueberfluß zu sättigen, aber nicht sehr viel erhalten. Der Tag der Kriegsanleihen fand also einen großen Barschat. Der ganze Betrag wäre auf ein Brett aus der Tasche zu zahlen gewesen, wenn alle Hüter der Metallmünzen den Hort herausgegeben hätten. Zweifel konnte nur über das Handeln der Vorsichtigsten entstehen; deshalb wurde so laut für die Anleihe geworben.

Leicht war der Entschluß wohl nicht, eine deutsche Reichsanleihe, die 5 Prozent Zinsen trägt, zum Kurs von 97,50 anzubieten. Man braucht sich ja nur auszurechnen, wie hoch der Preis sein müßte, wenn das Papier den gewohnten Ertrag von 4 Prozent gäbe. Aber im Kriege gilt eine andere Arithmetik; eine, die starke Nerven verlangt. Die fünfprozentige Reichsanleihe soll zehn Jahre in Geltung bleiben. Vor dem Jahr 1924 kann sie nicht konvertirt oder zurückgezahlt werden. Man muß annehmen, daß die Leiter der deutschen Reichsfinanzen sich zu so unbequemen Bedingungen genöthigt glaubten. Zehn Jahre lang wird in Deutschland der Friedenszinsfuß von 4 Prozent um eine ganze Stufe erhöht; wie wird das Kapital, das auf 4 Prozent eingestellt ist, sich mit der neuen Rentabilität abfinden? Werden die Kurse sich der veränderten Zinshöhe anpassen oder wird nach dem Krieg der Preis der neuen Anleihen so rasch steigen, daß der Ausgleich sich einstellt? Man darf nicht vergessen, daß der neue Schuldposten den vierten Theil des gesammten Kontingents deutscher Reichs- und Staatsanleihen ausmacht. Sein Gewicht ist also schwer genug, um fühlbar zu werden. Das Schicksal der Wertpapiere, die weniger als 5 Prozent tragen und nicht so sicher sind wie deutsche Reichsanleihen, hängt davon ab, wie fest die Hände sind, die die neuen Schuldverschreibungen halten. Wenn der ganze Kriegsbezirk abgegrenzt bleibt und

einen eigenen Staat in der großen Republik des Effektenmarktes bildet, dann hätten die festverzinslichen Papiere keinen Feind zu fürchten. Wer darf sich für eine solche Zukunft verbürgen? Steigt der Kurs, dann verkaufen besonders die Leute gern, die ihre Stücke auf Pfand erworben haben. Zum Kauf aber reizt ein hoher Preis nicht; deshalb ist immerhin möglich, daß ein Theil der neuen Papiere in sicherer Verwahrung bleiben und den offenen Markt nicht belasten wird.

Fürs Erste wirkt der Erfolg. Die Franzosen haben von ihrer „Anleihe für die nationale Vertheidigung“, die 1500 Millionen Francs betragen sollte und nur 880 Millionen erreichte, erst 30 Prozent erhalten. Der Rest sollte bis November aufgebracht werden. Wird es gelingen, ihn nun zu 6 Prozent Zinsen den Zeichnern abzuwingen? Vor dem Krieg sprach ich hier von Gerüchten über Verlegenheiten der größten französischen Depositenbank, der Société Générale, die genöthigt gewesen sein sollte, von dem noch nicht bezahlten Aktienkapital (von 500 Millionen die Hälfte) 150 Millionen einzurufen. Das wurde heftig bestritten. Der Gouverneur der Banque de France sagte, er habe sich überzeugt, daß die Société Générale in bester Verfassung sei. In dieses Zeugniß Zweifel zu setzen, lag damals kein Grund vor. Jetzt hörten wir, die französische Regierung sei gezwungen, sich einzelner Banken, besonders der Société Générale, anzunehmen. Wenn diese Meldung Wahrheit spricht, bestätigt sie das Junigerücht. Frankreich ist das Land des kleinen Rentners. Diese Eigenschaft hat den Stolz der Nation und den Neid des Auslandes genährt. Man glaubte, Frankreichs Geldschrank sei überfüllt. Gewiß ist der Reichthum der Republik keine Seifenblase. Aber er gab der Nation nicht die Kräfte, die sie von ihm erwarten durfte. Der kleine Kapitalist brennt wie Junder, wenn ihm die Kriegesackel zu nah kommt. Die Angst treibt ihm jede Begeisterung aus. In den schwerfälligen Depositenbanken werden Milliarden verwaltet. Die sind stürmisch zurückverlangt worden und haben, wenn sie glücklich in die Hut ihrer Besitzer gebracht sind, jede Beziehung zum Wirtschaftskapital verloren. Sie bleiben im Dunkel. Frankreich wird die Rehrseite des Rentnerkapitals erblicken. Daß man versuchte, den Kurs der Rente auf 75 festzunageln und das Ausland über die Beständigkeit der Franzosen zu täuschen, hat nicht lange gewirkt.

Auch in England soll das Staatspapier gepanzert werden. Die letzte glaubhafte Kursnotiz der Konjols war 68, die schlechteste im Jahr 1913 71½ Prozent. Aber der Kriegskurs war nur dadurch zu halten, daß die Vermittler sich mit ihren Rücken gegen ihn stemmten. Angeboten wurden Konjols zu niedrigeren Preisen; und nur danach ist der Werth eines Papiers zu berechnen. Von den Bedingungen der englischen Kriegsanleihe ist nichts Sicheres bekannt. Man weiß nur, daß die Regierung sich einen Kredit von 100 Millionen £ bewilligen ließ und 68 Millionen davon flüssig machte. Der Engländer hat zu den Schuldverschreibungen seines Landes, so weit sie nicht die alte Ueberlieferung der Konjols verkörpern, ein kühleres Verhältniß als der Deutsche zu Reichsanleihe und Staatsobligationen. Uns war die

Gewohnheit Lehrmeisterin. Jedes Jahr forderte neue Anleihen und ein Bekenntniß des Publikums zu ihnen. Daß Deutschlands Kapital von den heimischen Rentenwerthen abgelenkt wurde, war die Folge des sieghaften Aufstretens der Industrie. In Frankreich und England aber zog man den Staatsrenten die Spekulation in „erotischen“ Papieren vor. Nun zeigt sich, daß der Deutsche, über dessen Abneigung von Staatspapieren Frankreichs Preise oft wihelte, im Feuer der Kriegsanleihen seinen Mann gestanden hat. Eine nicht ganz geschickte Regie nannte die Betheiligung an der Uebernahme der Reichsobligationen ein Opfer, das nationale Begeisterung zu bringen habe. Das war nicht nöthig, da die Anleihen Erwerbchancen bieten, wie sie nie von unseren Staatspapieren, auch nicht von den alten fünfprozentigen Preußen, gewährt wurden. Opfer brachten nur die Käufer, die Papiere verpfänden mußten, um sich Geld zu schaffen; denn die Darlehensklasse fordert 1 Prozent Zinsen mehr, als das Reich auf seine Schuldverschreibungen zahlt. Aber die Kurssteigerung, die nach glücklich vollbrachtem Kriege kommen wird, soll den Zinsverlust mehrfach vergüten.

Wird das Kriegsjahr Dividenden bescheren? Die schroffe Verneinung der Frage wäre ein Fehler. Der Aktionär hat zwar keinen dauernden Anspruch auf Dividende, darf aber einen Theil des vorhandenen Jahresgewinnes fordern. Nur wenn besondere Umstände gegen eine Ausschüttung des Ueberschusses sprechen, kann den Aktionären ein Verzicht zugemuthet werden. Ueber sein Schicksal entscheidet die Generalversammlung, nicht der Vorstand. Das ist in Kriegstagen wichtig. Die Mehrzahl der Gesellschaften, die am dreißigsten Juni ihre Bilanz gemacht haben, könnte, wenn die Situation des Abschlußtages allein maßgebend wäre, Dividende geben. Doch der Krieg verlangt eine vorsichtige Finanzpolitik, weil seine Dauer und sein Ausgang ungewiß ist. Aber auch das Aktienkapital kann die Wahrung seines Interesses fordern; ein so ungeheures Stück des Volksvermögens darf nicht unfruchtbar gemacht werden. Der Spekulant, der Börsenengagements in Aktien hat, steht natürlich anders zur Dividendenfrage als der Aktionär, der einen festen Theil des Gesellschaftskapitals vertritt, weil ihm daran lag, sein Geld gut anzulegen. Und die Erträge dieser Anlage haben den ganzen Zuschnitt seines Lebens und seine Bedeutung als Konsumenten für die Volkswirtschaft bestimmt. Die Folgen einer „Trockenlegung“ der Aktionäre sind also leicht zu erkennen. Einzelne Gesellschaften, bei denen die Bilanz keine Nöthigung zum Dividendenverzicht enthielt, sind vorschnell zu einer Abgabe gelangt. Der Beschluß über die Dividende soll vertagt werden. Damit ist den Aktionären eben so wenig gebient wie mit dem Versprechen, daß die nicht bezahlte Dividende gutgeschrieben wird. Gerade in der Kriegszeit braucht man das Geld; es soll zur Erhaltung der allgemeinen Zahlungsfähigkeit mitwirken. Die ist nur gesichert, wenn die Güterumkehr nicht ein schläft. Und darum darf keine Geldquelle künstlich verschlossen werden. Ladon.



DEUTA

Der
anerkannt
bewährteste
**Automobil-
Geschwin-
digkeits-
messer**



DEUTA-WERKE

G. m. b. H.

BERLIN SO. 26

**Inseraten-
Annahme für**

„Die Zukunft“ durch **Anzeigenverwaltung**
Alfred Weiner

Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207, Fernspr. Nr. 8710 u. 9707
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparelle-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Autoren

bietet Buchverlag günstigste Bedingungen
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
Berlin-Halensee

Vom Adel der Versöhnung

Seite 124: „Eher möchten Sie, wenn das möglich wäre, Ihre Eigenart zerstören, als daß Sie zu Menschen, bei denen Sie instinktiv fühlen, daß eine geheime Kluft trennt, ein feines Verständnis unmöglich sagen möchten, was Sie bewegt, erschüttert, was Ihre Sehnsucht, Ihre Hoffung ausmacht.“ Diese Worte aus dem Liebeschen Buche vom Adel der Versöhnung (vergriffen) sollen Eines erkennen lassen: daß die großartigen Charakterbeurteilungen von P. P. L. mit sonst bekannter Schärfe und Genauigkeit nicht zu verwechseln sind. Prospekt über Seelenanalysen in Briefform frei.
P. Pauf Liebe, Augsburg I.

Angrenzend Schreiberhau. = Bade- und Luft-Kurort = „Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.
Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau,
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)

Erholungsheim Hötel Sanatorium

Neuzzeitliche Einrichtungen. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentr. d. schönst. Ausflüge in Berg u. Tal. Luftbad, Übungsapp., alle electr. (sehr billig, da eig. Electr.-Werk) u. Wasseranwendungen (ausschließlich kohlensäurereiches Quellwasser).
Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab.
Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.
Näh.: Camphausen, Berlin SW. 11.



Höchste Heizkraft! Billig! Gut!

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a. M. Halle a. S.
 Hamburg Hannover Leipzig Mainz Mannheim
 München Nürnberg Stettin Strassburg i. E. etc.

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

50 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte